

Schlesischer Gottesfreund

NACHRICHTEN UND BEITRÄGE AUS DEM EVANGELISCHEN SCHLESIEN



Der Herr wird ans Licht bringen,
was im Finstern verborgen ist,
und wird das Trachten der Herzen
offenbar machen.

Wochenspruch am
5. Sonntag nach Epiphania:
1. Korinther 4,5 b

GEISTLICHES WORT	S. 18	MELDUNGEN	
BEITRÄGE		Hilfe für Archivbibliothek in Schweidnitz	S. 28
Gottes Segen auf den Weg	S. 19	Goldene Ehrennadel für Arnulf v. Bock	S. 28
Es bedarf eines ehrlichen Neuanfangs	S. 20	BUCHEMPFEHLUNG	S. 29
Von der Kirchengemeinde Rothenbach-Gaablaue		LESERBRIEFE	S. 29
im Kreis Waldenburg	S. 23	VERANSTALTUNGEN	S. 30
Das „größte Geschenk der Oberlausitz“	S. 26	AUS DER LESERGEMEINDE	S. 31
		WEIHNACHTSRÄTSEL	S. 32



Ins Licht gebracht

Epiphania, das ist: mir geht ein Licht auf! Ich begreife, wer Jesus Christus ist. Für mich ist, für mein Leben, meinen Glauben. Jesus, der von sich selbst gesagt hat: „Ich bin das Licht der Welt.“ Davon reden alle Texte der Epiphaniastzeit: Evangelium und Epistel, die Lieder; auf je ihre besondere Weise heben sie einen besonderen Aspekt dieses Geschehens hervor: mir geht ein Licht auf! Ich begreife, wer Jesus für mich ist. So auch dieser Vers, Wochenspruch am 5. Sonntag nach Epiphania:

Der Herr wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen ist, und wird das Trachten der Herzen offenbar machen. (1. Korinther 4,5 b)

Hier ist zuerst das Subjekt dieses Satzes zu beachten, sonst wird alles schief und falsch. Der HERR. Von dem wir noch das Weihnachtsevangelium im Gedächtnis und im Herzen haben: es „erschien – also: es kam ans Licht und es leuchtet auf und es strahlt in uns hinein und bringt auch unser Leben zum Leuchten „die herzliche Barmherzigkeit Gottes“. Er bringt das Licht – sich selbst – in unser Herz hinein.

Und das hat nun Folgen, und eine von ihnen beschreibt unser Bibelwort: es kommt jetzt ans Licht, was in unserem Herzen und Leben verborgen ist. Was wir so gerne verbergen, vor anderen und – vor uns selbst.

Ob uns das wirklich lieb ist? Uns fällt hier wohl eher Negatives ein. Die Internet-Plattform Wikileaks etwa, die derzeit von sich reden macht, investigativer Enthüllungsjournalismus, die Alpträum-Vorstellung der Rundum-Überwachung, Geheimpolizei-Verhöre, ein Internet, das alles speichert und nichts vergißt ...

–Der Herr wird ans Licht bringen ...“ – noch einmal: ob uns das wirklich lieb ist?

Denn ohne Zweifel: es gibt manches, wenn nicht vieles, was wir doch lieber für uns behalten möchten. Weil es uns eher in schlechtes Licht setzt. Weil wir uns dessen schämen. Weil wir wissen, daß es nicht recht und gut ist. Weil ...

Und es gibt doch auch die „Herzenseheimnisse“, die schönen und die schweren, die wir wohl vielleicht jeman-

dem anvertrauen mögen (oder anvertrauen sollten), die zu wahren sich wohl empfiehlt und die zu achten sich wohl geizt.

Wieviel Unheil kommt doch in die Welt, weil Menschen – wir?! – meinen, wir könnten und dürften für uns in Anspruch nehmen, was unserem Bibelvers zufolge Gott selber sich vorbehalten hat: „Der HERR wird ans Licht bringen, was im Finstern verborgen liegt.“

Wie er das tun wird?

Ich weiß nicht, ob Gott hier „Regeln“ hat. Aber ich will eine Geschichte erinnern, die zu den aufregendsten gehört, die das Neue Testament erzählt. Da zerren Männer eine Frau ans Licht, ihre Vergangenheit, ihre Gegenwart, zerren sie selber ins Licht, zerren sie vor Jesus: Diese hier, auf frischer Tat ertappt! Und Jesus: er bringt – zunächst – anderes ans Licht, die Selbstgerechtigkeit nämlich dieser frommen Leute: Wer unter euch ohne Sünde ist ... Es könnte ja jemanden geben ... aber alle sehen sie sich selbst ertappt ... Und in der gleichen Geschichte die Frau? Jesus beschönigt nichts; es wird nichts mit dem Mantel der Liebe zugedeckt ... und doch eröffnet Jesus ihr die Möglichkeit eines Neuanfangs. Übrigens: es geschieht unter vier Augen. Und unser Vers wäre böse mißverstanden, als müsse alles, was in das Licht Gottes kommt, auch von und vor Menschen ans Licht geholt werden.

Und auch dieses Begebnis mag uns verstehen helfen, wovon unser Vers redet: dem Petrus geht, in seiner ersten Begegnung mit Jesus, ein Licht auf über den wahren Zustand seines eigenen Herzens und Lebens. Im Licht Jesu erkennt er sich selber als „Finsternis“. Übrigens ohne daß ein einziges diesbezügliches Wort fällt. Und da weiß er jetzt nur dieses: „Herr, geh weg von mir, ich bin ein Mensch der Sünde!“ Es muß ein Erschrecken des Todes gewesen sein, das den Petrus da überfällt im Angesicht Jesu. „Herr, geh weg!“

Und Jesus: er erfüllt diese Bitte nicht. Diese nicht. Er wird sie niemals erfüllen. Bei niemandem. Denn, und hier komme ich zurück auf den Anfang: unser Wochenspruch ist doch Evangelium der Epiphania-Zeit: uns geht ein Licht

auf! Uns „erscheint“, uns wird hell als ein Licht die Menschenfreundlichkeit unseres Gottes. Der nur darum „ans Licht bringt, was im Finstern verborgen ist, und das Trachten der Herzen offenbar macht“, damit nun auch unser Leben strahlt in diesem Licht – und wiederum dieses Licht gleichsam reflektiert in das Umfeld hinein, in dem wir leben.

Es ist die heilsame Gnade Gottes, die in die Finsternisse unseres Lebens hineinfallen will, in die Finsternisse der Schuld, der Not, des Unglaubens, des Todes. Deshalb allein

will Jesus, der Herr, ans Licht bringen, was verborgen ist, damit nun unser Leben hell wird. Deshalb darf es ein Gebet sein ohne Angst, mit diesen oder auch anderen, eigenen Worten:

*“Der HERR, der Heiland, unser Licht /
uns leuchten laß sein Angesicht,
daß wir ihn schaun und glauben frei,
daß er uns ewig gnädig sei.”*

Dietmar Neß ◀

Gottes Segen auf den Weg ...

Evangelische Kulturstiftung Görlitz verabschiedet sich von Dr. Hans-Wilhelm Pietz und Frank Wittig

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN



Herzliche Begegnungen am Heiligen Grab Foto: V. Bandmann

Am Sonntag, den 9. Januar dieses Jahres hatte die Evangelische Kulturstiftung zum Heiligen Grab in Görlitz eingeladen, um in einer kleinen Feierstunde Dr. Hans-Wilhelm Pietz als Vorsitzenden des Kuratoriums und Rechtsanwalt Frank Wittig als Vorstandsmitglied der Stiftung zu verabschieden.

Neben Vertretern aus Öffentlichkeit und Politik, waren sehr viele Görlitzer der Einladung gefolgt, um, wie auch die Erstgenannten, den Scheidenden von ganzem Herzen Gottes reichen Segen für die Zukunft zu wünschen.

Mit einer Andacht in der bis auf den letzten Platz gefüllten Golgathakapelle der Grabanlage, gehalten von Superintendent i.R. Lobers wurden die anwesenden Gäste geistlich eingestimmt.

Anschließend, auf dem Weg zum nahegelegenen Funktionsgebäude entspannen sich angeregte Gespräche zwischen den Geladenen und den Ehrengästen. Erinnerungen an Stationen des gemeinsam zurückgelegten Weges wurden ebenso ausgetauscht, wie die Gelegenheit genutzt Bekanntschaften aufzufrischen und neue zu knüpfen. Im festlich erleuchteten Seminarraum erwarteten die Schar der Eintretenden zahlreiche Überraschungen für Leib und Seele.

Nach dem alle einen Platz gefunden hatten – für viele war es ein Stehplatz – erklang zunächst Flötenmusik von Johann Crüger, meisterhaft vorgetragen vom Flötenkreis unter der Leitung von Frau Monika Lobers.

In seiner Laudatio für Dr. Hans-Wilhelm Pietz fand Superintendent Dr. Thomas Koppehl herzliche Worte des Danks für die langjährige einfühlsame geistliche Begleitung, mit der er das Wirken der Kulturstiftung auf unverwechselbare Weise zu prägen wußte. Pilgerstab & -tasche als Gabe der Kulturstiftung werden ihm auf seinem weiteren Weg Stütze und Erinnerung zugleich sein.

Herrn Rechtsanwalt Frank Wittig würdigte Frau OKRin Margrit Kempgen als beharrlichen und treuen Mitstreiter, der in den elf Jahren seiner Vorstandsarbeit alles daran gesetzt hat, die Kulturstiftung voranzubringen. Frank Wittig, zugleich Görlitzer Stadtrat, will künftig seinen ehrenamtlichen Dienst verstärkt diesem Amt widmen. Eine große Kerze mit Görlitzer Motiv soll ihm nicht nur im übertragenen Sinne Licht für das sein, was vor ihm liegt. ◀



OKRin Margrit Kempgen, Rechtsanwalt Frank Wittig, Superintendent Dr. Thomas Koppehl und der scheidende Kuratoriumsvorsitzende Dr. Hans-Wilhelm Pietz, ausgerüstet mit Pilgerstab und -tasche. Foto: V. Bandmann



Weg ins Ungewisse – Altstadtbrücke Görlitz, Foto: ANN 2006

Nur knapp 60 Jahre lang in der vielhundertjährigen von Görlitz verband keine Brücke an dieser Stelle die beiden Ufer der durch die Neiße geteilten Stadt. Von Anbeginn an wurde die Wiedererrichtung der Görlitzer Altstadtbrücke als Symbol vollbrachter Völkerverständigung und Versöhnung zwischen Deutschland und Polen gewertet. Ja, sie verbindet wieder zwei Stadtteile, aber führt sie deren heutige Bewohner wirklich zueinander oder harret das Symbol noch dessen, was es verdeutlichen soll?

Es bedarf eines EHRlichen Neubeginns!

ANDREAS NEUMANN-NOCHTEN

Eigentlich wollten wir am Neujahrsmorgen, kurz nach dem die Glocken das neue Jahr eingeläutet hatten, von unserem Haus in der Hotherstraße zur Görlitzer Altstadtbrücke aufbrechen. Kaum drei Minuten gemütlichen Fußmarsches von unserer Haustür entfernt, hofften wir dort ein paar Bekannte zu treffen, um mit ihnen gute Wünsche für das vor uns liegende Jahr auszutauschen. Doch Nachbarn, die bereits vor Mitternacht den Weg dorthin gefunden hatten, kamen uns entgegen und warnten davor, bis an die Brücke zu gehen, da es dort eine Schlägerei gäbe.

Was es mit dieser Schlägerei auf sich hatte, erfuhren wir erst am Montag aus der Tagespresse: Eine Gruppe polnischer Jugendlicher – die Zahlenangaben schwanken zwischen 20 und 30 – hatte kurz vor Mitternacht die Altstadtbrücke überrannt, dortige Passanten angerempelt und sich schließlich prügelnd den Weg bis zum Görlitzer Untermarkt gebahnt. Messerattacken gab es, gezieltes Einprügeln auf jeden, der sich als deutscher Herkunft offenbarte ...

Es ist an dieser Stelle nicht notwendig, die Details der Übergriffe, die Zahl der Verletzten, die zerstörten Mobiltelefone oder das zögerliche Eingreifen der Polizei zu thematisieren. Interessant ist allein der Umstand, daß die deutsche Presse von diesen Dingen keine Kenntnis nehmen wollte, daß die Berichterstattungen sich am Wochenbeginn auf abgebrannte Weihnachtsbäume und eine gelungene Party am Brandenburger Tor beschränkten.

Das alles hat mich veranlaßt einen Artikel zu schreiben, der wider allen Erwartens am Donnerstag den 13. Januar in der hiesigen Tagespresse abgedruckt wurde und ein vielfältiges Leserecho fand. Ein zugereister, wiewohl mittlerweile ortsansässiger Journalist sprach davon, daß dieser Artikel, abgedruckt in einer Tageszeitung, wohl erstmals seit der Wiedervereinigung die Dinge bei dem Namen nenne, den sie verdienten.

Im Folgenden sollen die Zeilen, die in der Sächsischen Zeitung zu lesen waren, nun auch den Lesern des Gottesfreundes zur Kenntnis gegeben werden.

Es ist nicht unbedingt seriös, aber in diesem Zusammenhang durchaus angebracht zu fragen, welcher Aufschrei durch die Welt gegangen wäre, hätten sich die Ereignisse an der Görlitzer Altstadtbrücke in der Silvesternacht mit umgekehrter Stoßrichtung zugetragen. Man verzeihe mir den aus dem Militärsprachgebrauch entlehnten Begriff, aber er trifft wie kein zweiter den Charakter der Vorgänge. Nehmen wir also an, eine 30köpfige Truppe deutsch-nationalistisch gesonnener Jungmänner hätte im Sturm die Altstadtbrücke genommen und wäre hernach prügelnd ein paar hundert Meter auf polnisches Hoheitsgebiet vorgerückt ... Wir dürfen als gesichert annehmen, daß ein höchster Regierungsvertreter Polens noch in der Nacht in Görlitz den Schauplatz des „Massakers“ in Augenschein genommen hätte, daß Bundeskanzlerin und Außenminister aus entgegengesetzter Richtung ebenfalls dem Ort des Grauens entgegengeeilt wären und daß nicht nur die polnische Presse das deutsche „Unwesen“ auf allen Titelseiten genüßlich in Wort und Bild angeprangert hätte und, und, und ...

Da liegt es nahe, fast erleichtert darüber zu sein, daß die Dinge sich so zugetragen haben, wie geschehen. Doch es gibt keinen Grund aufzuatmen, wenn Menschen prügelnd durch Straßen ziehen, egal welcher Nationalität, Herkunft oder Weltanschauung sie sind und egal welcher Nationalität, Herkunft oder Weltanschauung die Opfer ihrer Gewalttaten sind.

Nennen wir es doch beim Namen: polnische Jugendliche sind nach Deutschland gekommen und haben mehr oder weniger wahllos auf Deutsche eingeschlagen. Die lokale Politik nennt es einen „kriminellen“ Vorgang und „fällt aus allen Wolken“, wie denn so etwas geschehen konnte. Das ist entweder Heuchelei oder zeugt von einer großen Wahrnehmungsschwäche. Die große Politik nimmt kaum Notiz davon, denn die Vorzeichen des Geschehens passen nicht in die politisch korrekten Anschauungen. Von polnischer Seite wird das Geschehen klein geredet und vereinzelt sind Stimmen zu vernehmen, die den Überfall

Deutschlands im Jahre 1939 auf Polen als hinreichende Legitimation für das Vorgehen der Jugendlichen betrachten. Zwar ermittelt der Staatsschutz, und „man muß miteinander ins Gespräch kommen, aber die Frage nach den Ursachen und Hintergründen wird kaum gestellt. Im sicherlich sehr löblichen Bemühen, die Versöhnung zwischen Deutschland und Polen voranbringen zu wollen, ist nie erörtert worden, wie eigentlich die andere Seite dazu steht.

Wo wäre Polen polnischer als dort, wo es an Deutschland grenzt. Dieser Satz aus dem Mund eines polnischen Architekten, ausgesprochen am Tag der Einweihung der wiedererrichteten Görlitzer Altstadtbrücke, beschreibt letztlich kurz und knapp die Realität im hiesigen grenznahen Raum.

Es war am 20. Oktober des Jahres 2004, als nach mehrstündiger Einweihungszeremonie endlich das Band zerschnitten und die Brücke ihrer Bestimmung übergeben wurde. Auf deutscher Seite hatten sich zu Beginn der Feierlichkeiten fast 1000 Schaulustige eingefunden, auf der polnischen waren es hingegen – selbst bei optimistischer Betrachtungsweise – nur knapp 100. Wie groß allerdings war das Erstaunen, als nach der Eröffnung von beiden Seiten die Menschen auf die Brücke strömten und zutage trat, daß auch die auf polnischer Seite Versammelten zum Großteil deutscher Nationalität waren. Sie waren über die gleich nach dem Krieg wieder aufgebaute Reichenberger Brücke – heute trägt sie den Namen „Johannes Paul II. – gekommen, um das Spektakel vom Ostufer aus zu betrachten.

Seinerzeit kämpfte Görlitz noch um den Titel „Kulturhauptstadt Europas 2010“ gegen den sehr ungleichen Gegner „Essen und das Ruhrgebiet“. Um der Bewerbung besonderen Nachdruck zu verleihen wurde die europäische Karte in die Waagschale geworfen: Görlitz/Zgorzelec – eine deutsch-polnische Stadt bewirbt sich gemeinsam. Begriffe, wie Schwesterstadt, Zwillingstadt, Doppelstadt machten die Runde, um schön zu reden, was selbst bei oberflächlicher Betrachtung sofort ins Auge fällt: das deutsch-polnische Miteinander hat gerade erst begonnen.

Die deutsch-polnische Grenze (übrigens auch die zu Tschechien) hat ein Alleinstellungsmerkmal: sie ist eine Sprachgrenze. Das ist in Europa – wahrscheinlich sogar weltweit – einmalig und verweist zugleich auf deren Entstehung. Im Laufe der Geschichte haben sich Grenzen immer wieder verändert, waren Landstriche und deren Einwohner unterschiedlichsten Obrigkeiten zugeordnet. Wechselnde staatliche Zugehörigkeiten begründeten aber zu keiner Zeit einen erzwungenen Wechsel des Lebensraumes – nicht in diesem Ausmaß und nicht in der Art und Weise wie er nach dem II. Weltkrieg in die Tat umgesetzt wurde. Aus der Geschichte wissen wir, daß die polnische Neubesiedlung des niederschlesischen Raumes nach der Vertreibung nur schleppend vorankam. Auch daß mancher der „Neuankömmlinge“ bis 1990 „irgendwie immer auf gepackten Koffern“ saß, ist hinlänglich durch Äußerungen Betroffener belegt. Im Empfinden beider auf diese Weise und an diesem Ort zu unfreiwilligen Nachbarn

gewordenen Völker blieb das dumpfe Gefühl, daß eben nicht alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Der von der deutschen Politik gern und viel zitierte Satz, die deutsche Ostgrenze sei ein Ergebnis des von Deutschland angezettelten Weltkrieges, ist wenig hilfreich, wenn es darum geht, zur Normalität im Umgang miteinander zu gelangen.

Nirgendwo wird die Unnatürlichkeit dieser Grenze sichtbarer und spürbarer als in Görlitz. Das mag einerseits damit zusammenhängen, daß Görlitz die größte geteilte Stadt im Grenzverlauf ist, immerhin bringen es beide Stadtteile zusammen auf 100.000 Einwohner. Die einen trauern immer noch dem nach, was ihnen genommen wurde, und die anderen blicken neidisch auf das, was sie nie haben werden: eine Stadt mit Charme, wertvollen Bauwerken und Kulturgütern, kurzum einen Ort, dessen Geschichte man in Ermanglung eigener Wurzeln notfalls adoptieren könnte. Was in anderen Teilen Schlesiens mittlerweile guter Brauch geworden ist, die deutsche Vergangenheit als Bestandteil eigener Geschichte anzunehmen und zu erforschen, in Görlitz funktioniert das nicht. Das beginnt schon beim Namen. Jeder Pole akzeptiert mittlerweile, daß Besucher Schlesiens sich der alten deutschen Ortsbezeichnungen bedienen. Der Stadtführer in Breslau – genauso wie der in Hirschberg oder Liegnitz – verwendet selbstverständlich die Namen, die diese Städte jahrhundertlang trugen. In Görlitz ist das nicht möglich, denn hier verweist die polnische Bezeichnung eben nicht nur auf die Ergebnisse geschichtlicher Entwicklungen, sondern auf die Tatsache, daß hier der westlichste Punkt Polens ist. Daran halten sich die Bewohner des Görlitzer Ostteils fest: Polen zu sein, das ist ihr verbindendes Element. Darum sind Deutsche als Besucher von Gaststätten, Geschäften, Tankstellen und Zigarettenläden gern gesehene Gäste. Alles andere aber, kulturelle oder künstlerische Zusammenarbeit und intensives menschliches Aufeinanderzugehen wird durch Vorurteile und falsch verstandenen Nationalismus nach wie vor ausgebremst und beschränkt sich auf die Kreise einer kleinen intellektuellen Elite.

Wer nun aber meint, die Feindseligkeit, wie sie jüngst zu Tage trat, nähre sich aus der Wunde, die der deutsche Überfall auf Polen im Jahre 1939 hinterließ, nimmt nur einen kleinen Teil der historischen Entwicklung wahr. Das sollen im Folgenden einige Zitate belegen.

In der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts äußerte sich der polnische Historiker Wilhelm Boguslawski im Vorwort seiner vierbändigen „Geschichte des nordwestlichen Slawentums bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts“ dergestalt, daß er die rechtmäßige Grenze zwischen Germanen und Slawen seinen Lesern in Erinnerung rufen wolle. Dabei kam er zu dem Resultat, daß der Grenzverlauf eigentlich nicht an Saale und Elbe zu suchen sei, sondern noch viel weiter westlich läge. Er versucht in seinen Ausführungen gar nicht zu verbergen, daß kaum kaum ernsthafte Wissenschaftlichkeit, als vielmehr politische Interessen ihm die Feder führen. Kurz vor dem Ende des I. Weltkrieges, im Jahre 1917 erschien in Moskau eine Broschüre des polnischen

Journalisten Boleslaw Jakimiak. Er stellte darin Überlegungen an, wie die „Germanisierungsprozesse“ vergangener Jahrhunderte rückgängig zu machen seien. Die deutsche Besiedlung des Ostens vollzog sich seiner Meinung nach in der Weise, „daß das zahlenmäßig verhältnismäßig kleine, nur aus einer Handvoll Stämmen ... hervorgegangene und zwischen Rhein und Weser siedelnde deutsche Volk mit Hilfe von Intrigen und Winkelzügen, teilweise auch mit Hilfe einer besseren Bewaffnung und einer besseren Organisation, schrittweise ein um das Vielfache größeres Territorium seiner Herrschaft unterwarf, das nicht sein eigenes war ... und der alteingesessenen slawischen Bevölkerung dieses Territoriums seine Sprache aufzwang ... Man bedenke, daß es ein Volk, welches derart räuberischen Instinkten gehorcht und das bei der Entnationalisierung der Bevölkerung der einverlebten Gebiete derart rücksichtslos vorgeht, kein zweites Mal auf dem Erdball gibt.“ Jakimiak war es auch, der seinerzeit schon die Oder-Neiße-Linie als möglichen Westrand einer „neuen slawischen Nation“ benannte.

Hilary Minc, polnischer Widerstandskämpfer und Kommunist (zwischen 1949 und 1954 Vorsitzender der Staatlichen Kommission für Wirtschaftsplanung in Polen) erklärte im Februar 1944 „...damit Polen nach diesem Krieg seine Sicherheit erhalten kann, müssen die Deutschen aus Ostpreußen, Schlesien und Westpommern vertrieben werden, aus Gebieten, die immer die Ausgangsgebiete für die deutschen Angriffe nach Osten waren. Dann besteht für die polnische, aber zwangsweise germanisierte einheimische Bevölkerung die Möglichkeit zur Rückkehr ins Polentum und zur Befreiung von der eingewanderten deutschen Bevölkerung.“

Ein letzter Gedanke soll in diesem Zusammenhang der „Polnischen Westforschung“ (wörtl. übersetzt: Polnischer Westgedanke) gelten. Diese entwickelte sich nach dem I. Weltkrieg im Zuge der wiedergewonnenen Eigenstaatlichkeit Polens. Zwischen den Kriegen ging es der „Westforschung“ darum, Spuren slawischer Kultur westlich des gegenwärtigen Lebensraumes zu erforschen. Nach dem II. Weltkrieg beschränkte sie sich in erster Hinsicht darauf, die Polonisierung der durch die Oder-Neiße-Grenze hinzugekommenen Gebiete historisch zu legitimieren.


All das ist eben nicht trockene Geschichte oder, um es volkstümlicher zu formulieren, Schnee von gestern. Die staatliche und geographische Neuordnung nach 1945 respektive der deutsch-polnische Grenzverlauf an Oder und Neiße ist eben nicht nur auf das Wirken der Siegermächte zurückzuführen, sondern hat bereits viele Jahre früher in den Köpfen nationalistisch gesinnter Polen konkrete Gestalt angenommen. Und dieser

Ungeist national-territorialer Visionen wird bis heute im rechten Spektrum der polnischen Gesellschaft liebevoll gehegt und gepflegt.

Es ist noch lange nicht an der Zeit, das schlimme Kapitel in der Geschichte deutsch-polnischer Beziehungen zuzuschlagen, denn es wird, wie die aktuellen Begebenheiten zeigen, immer noch daran geschrieben. Wir kommen nach wie vor nicht umhin, an das Leid, das Deutsche über ihre Nachbarn gebracht haben, zu erinnern. Es bleibt auch unbestritten, daß Sühne hierfür sich nicht in Kriegsverbrecherprozessen und Zahlungen von Wiedergutmachungen erschöpfen kann. Aber es sollte beim Lesen dieses Kapitels nicht mehr in falsch verstandener „Political Correctness“ ausgeblendet werden, daß die Nachkriegsordnung unter massiver Beugung des Völkerrechts zustande kam. Erfahrenes Unrecht wurde zur Legitimation, dem Besiegten Unrecht zuzufügen. Deutschland in Einflußsphären zu teilen und in diesem Zusammenhang geographisch und politisch überschaubar zu gestalten, mag ein Kalkül der Siegermächte gewesen sein. Daß aber die Umsetzung dieser Neuordnung wenig mit Recht und viel mit Rache zu tun hatte, erschwerte bis in die Gegenwart die Annäherung beider Völker.

Unrecht kann nicht durch Unrecht gesühnt werden. Als 1965 die polnischen katholischen Bischöfe in einem Briefwechsel mit ihren deutschen Amtsbrüdern formulierten: „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, schien ein guter Anfang gemacht zu sein, der Anfang einer Entwicklung, die bis heute ihrer Fortführung harret.

Kehren wir nochmals zum Tag der Brückeneröffnung zurück. Einer der Redner formulierte damals sinngemäß: „Heute schlagen wir eine neue Seite auf, im Buch der Geschichte unserer Völker. Hier und heute beginnen wir diese Seite zu füllen“. Viel steht noch nicht auf dieser Seite und der letzte Eintrag gibt kaum Anlaß zu Optimismus. Aber vielleicht birgt gerade das auch die Chance, nun wirklich miteinander ins Gespräch zu kommen. Das wird dann möglich, wenn es beiden Seiten gelingt, einen unverschleierte Blick auf ihre gemeinsame Geschichte zu richten. Ein gutes Beispiel dafür mag die Äußerung einer polnischen Studentin sein, die im November des vergangenen Jahres die Ausstellung „Exodus des Bartschtals“ in der Görlitzer Frauenkirche besuchte: „... wir haben in der Schule immer von dem zu hören bekommen, was uns Polen angetan wurde. Zum ersten Mal wird mir deutlich, daß nach dem Weltkrieg das Unrecht weiterging und daß auch wir durch Duldung und Mittun zu einem Teil dieses Unrechts wurden.“

Weder der Duden noch ein vergleichbares polnisches Wörterbuch kennen den Begriff Europastadt. Setzen wir alles daran, daß dieses Wort Einzug in die Nachschlagewerke hält und daß seine Erläuterung für künftige Generationen einen guten Klang hat. 

Reaktionen

Bereits um 7 Uhr des Tages, an dem der Artikel erschien, läutete das Telefon und ein anonymes Anrufer ließ mich wissen, daß er mich für einen „widerlichen Sarrazin-Anhänger“ halte, dem mal „die Haustür abgefackelt“ gehöre.

Bei dieser ersten Reaktion blieb es aber nicht. Den ganzen Donnerstag erreichten mich Anrufe, die mir in mehr oder minder gewählter Form Ablehnung und Zustimmung zu meinem Artikel signalisierten. Stellvertretend für beide

Seiten seien hier im Gottesfreund unkommentiert zwei Leserzuschriften abgedruckt, die in der Sächsischen Zeitung in den letzten Tagen veröffentlicht wurden:

Freitag, 14.01.2011
Danke für die klaren Worte

Dem Autor Andreas Neumann-Nochten vielen Dank für die klaren Worte, die leider nicht in einer polnischen Tageszeitung erscheinen werden, und in solcher Deutlichkeit wahrscheinlich noch vor wenigen Jahren nie die Chance gehabt hätten, in der SZ zu erscheinen.

Oh, welch ein Wandel, welch trauriger Anlaß. Wer da noch auf eine „Europastadt“ hofft, beweist Ausdauer und Optimismus und fragt nicht nach vertanen Chancen, lernt nicht aus den praktischen Erfahrungen.

Ralf Czajkowski, Bad Hersfeld <

Dienstag, 18.01.2011

Görlitz braucht den offenen Blick über den Fluß

Sind Sie ein polenfeindlicher Verein? Haben Sie schon so ein großes Brett vor dem Kopf, daß Sie nicht mehr nur Stimmungen erzeugen wollen, sondern ganz klar in Richtung Rechts marschieren? Genügt es nicht, wenn Herr Bandmann (Görlitzer Landtagsabgeordneter, CDU – Anm. d. Red.) die Grenze wegen einiger Autodiebe wieder schließen will?

Was wir hier an der polnischen Grenze wirklich brauchen, ist der offene Blick über den Fluss. Wissen Sie, was an der Grenze los war, bevor Polen in der EU war? Die offene Grenze ist ein Segen und für die Menschen eine große Hilfe, die in Polen reisen wollen oder Geschäfte machen.

Ich möchte Sie bitten, einen Redakteur zu den Tankstellen nach Zgorzelec zu schicken. Dort könnte dieser eine tolle Geschichte von Versöhnung finden. Dort ist der Treffpunkt vieler Kleinbusse, die polnische Frauen fahren. Diese Frauen pflegen in Deutschland alte Menschen. Hunderttausende deutsche Familien könnten ohne ihre polnische Frau die Alltagsprobleme nicht mehr schaffen. Und es gibt viele solche positiven Geschichten zu erzählen.

Es gibt nicht nur das rechte Denken in Polen, sondern es gibt auch ein modernes liberales Polen und dies ist Gott sei Dank die Mehrheit der Polen. Ich finde es sehr bedauerlich, daß Sie es nicht verstehen, ein positiveres Licht auf unsere Nachbarn zu geben. Ich selbst halte es lieber mit Familie von Küster, die in Lomnitz vorbildliche Versöhnungs- und Zukunftsarbeit macht.

Ich möchte auch sagen, daß ich stolz bin, mit polnischen Menschen befreundet zu sein. Ich möchte auch meiner polnischen Frau und meinen Kindern danken. Ich bin froh und dankbar, dass wir schon 15 Jahre glücklich sein dürfen.

Bernd Meier, 02826 Görlitz <

Von der Kirchengemeinde Rothenbach-Gaablau im Kreis Waldenburg

NATALIA POŁUDNIAK / DIETMAR NEB

„Vorzeiten“ war das „Porträt einer schlesischen Kirchengemeinde“ in jeder Gottesfreund-Ausgabe zu finden. Und nun hat eine junge Studentin aus Rothenbach, heute Boguszów-Gorce, hart an der Grenze zur Stadt Waldenburg, Natalia Południak, eine wunderbare Examensarbeit zum Abschluß ihrer Oberschule in Waldenburg über die evangelische Kirche ihres Heimatortes geschrieben, in der ihre Großmutter und auch ihre Mutter konfirmiert worden waren. Ein Exemplar dieser in deutscher Sprache verfaßten Arbeit hat sie mir übereignet, und ich bat um die Erlaubnis, eine – gekürzte – Fassung nacherzählen zu dürfen: wir wollen ja über unsere Heimat Bescheid wissen.

Aus dem Kapitel zur Geschichte des Ortes nur wenige Daten. Urkundlich wird Rothenbach erstmals im Jahr 1550 erwähnt, als Besitz eines Abraham Zetritz (Czettritz) aus Adelsbach; in einem Verzeichnis aus dem Jahre 1575 steht, daß der Ort acht bäuerliche Besitzungen hatte. Aus der Geschichte der nächsten 200 Jahre fehlt jede geschichtliche Nachricht; doch brachte der 30jährige Krieg dem ganzen Schweidnitzer Land und sicher auch dem Dorf Elend, Armut, Hungersnöte, Krankheiten und Verwüstung.

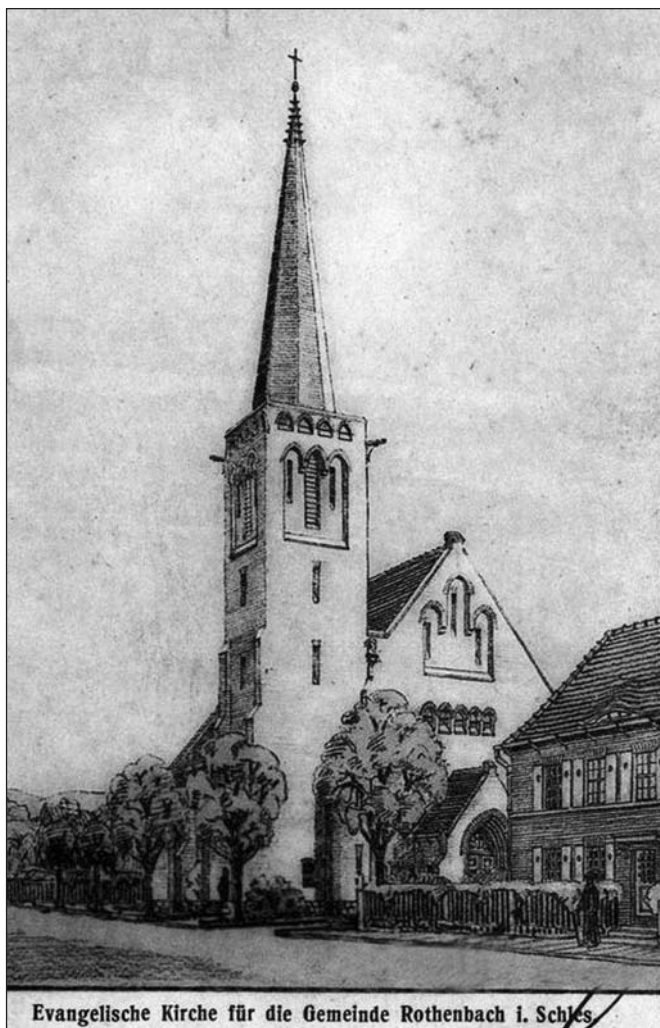
Nach der Eroberung Schlesiens durch Preußen kam es bald zur Entwicklung des Kohlebergbaues im Waldenburger Gebiet. Und dadurch ist auch die weitere Geschichte und Entwicklung des Dorfes bestimmt. In einem



Pfarrhaus und Kirche in Rothenbach

Foto: Archiv GES

Verzeichnis von Kohlengruben im Jahre 1742 wird bereits ein Steinkohlenbergwerk in Rothenbach genannt; von 1770-1788 waren fünf Steinkohlenfelder in Betrieb. Eine entscheidende Vergrößerung brachte in der Mitte des 19. Jahrhunderts die Inbetriebnahme des „Georgschachtes“; die Einwohnerzahl wuchs auf 416 im Jahre 1871. Für die evangelischen Kinder wurde eine Volksschule erbaut (die wenigen katholischen gingen, wie bisher, nach Gottesberg). Noch einmal zwei Generationen später war die Einwoh-



Architektenzeichnung der Kirche

nerzahl auf über 5.500 angewachsen. Dann gab es einen wirtschaftlichen Einbruch: 1927 stellte die Grube „Abendröthe“, 1931 die „Gustavgrube“ ihren Förderbetrieb ein; viele Bergarbeiter wurden entlassen. „Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges bedeutet für die Rothenbacher eine verhängnisvolle Wende, die man gewöhnlich mit unvorstellbarem Leid, Vertreibung und Heimatverlust assoziiert. Am 8. Mai 1945 sind die russischen Truppen in den Ort einmarschiert. Nach einigen Tagen erhielt das Dorf einen polnischen Namen Piastowo, und von 1947 an Gorce.“

Zur Entstehung der evangelischen Kirchengemeinde

Die „Kirchengemeinde Rothenbach-Gaablau“ wird erst zum 1. April 1922 gegründet. Was war in den 400 Jahren vorher, seit der Reformation? Der evangelische gewordene Grundherr von Zetritz hatte im Jahre 1546 in dem Nachbardorf Gaablau eine Kirche errichten lassen, die wenigen Familien in Rothenbach wurden dorthin eingepfarrt. Sechs evangelische Pfarrer, darunter vier mit dem Namen Ulmann, sind bekannt für die Zeit bis 1654, als den Evangelischen im ganzen Schweidnitzer Herzogtum (und nicht nur dort) ihre Kirchen weggenommen wurden. Seit der Errichtung der Gnadenkirche in Landeshut mußten die

Lutherischen bis dorthin zu Gottesdienst, Taufe, Trauung; seit 1742 gehörten sie dann als sogenannte „Gastgemeinde“ zur Bethaus-Gemeinde in Gottesberg. Das „Ortsgericht“, also die „politische Vertretung“ des Ortes Rothenbach nahm an der Grundsteinlegung des Bethauses teil.

Wie sehr durch die Industrialisierung, den Kohlenbergbau die Bevölkerung des Waldenburger Berglandes im 19. Jahrhundert gewachsen war, von acht Bauernfamilien auf fünfeinhalb Tausend, ist schon berichtet. Es wurde immer unverantwortlicher, auch unmöglicher, daß der Gottesberger Pastor die Gemeinde betreuen konnte. So wurde also 1922 eine neue Kirchengemeinde gegründet, zu der auch Gaablau hinzugetan wurde. Zunächst noch wurde sie mit Gottesberg „pfarramtlich verbunden“, hatte aber schon seit 1914 eigene Pfarrvikare.

Seit 1892 hatten in der 1872 errichteten evangelischen Schule Bibelstunden stattgefunden, zu denen der Gottesberger „Diakonus“, also der 2. Pastor, herauskam. Der Rektor der Schule, Walter, ergriff schließlich im Jahre 1911 die Initiative und gründete einen Kirchbauverein, der schon ein Jahr später von der Grube „Abendröthe“ ein Grundstück gegenüber der Schule kaufen konnte. Man sammelte fleißig, hatte 30.000 Mark beieinander – und dann vernichtete die Inflation das gesamte angesparte Kapital.

Man hatte sich ja um Zwischenlösungen schon bemühen müssen. Zunächst fanden, unter den Pfarrvikaren, die Gottesdienste in der Gaststätte „Klaraschacht“ statt; die Schulchronik des Ortes berichtet dazu: „Daß die Anstellung eines Geistlichen ein Segen für die Gemeinde war, war besonders in den ersten Gottesdiensten zu sehen, für die kein Saal groß genug war, so daß die Gottesdienste im



Inneres der Kirche in Rothenbach

Foto: Archiv GES

Garten des Klaraschachtes abgehalten werden mußten.“ Im Jahre 1919 zog man um, in den Saal des Gasthauses „Zum Gerichtskretscham“; für 800 Mark pachtete ihn die evangelische Gemeinde und richtete ihn als Betsaal zur kirchlichen Benutzung her. Kurze Zeit darauf wurde der katholischen Gemeinde das Mitnutzungsrecht zugestanden.

Es war ja immer noch ein Provisorium. Man sammelte also weiter, verkaufte „Bausteine“, suchte und bekam fi-

nanzielle Unterstützung bei der Provinzialkirche und beim Gustav-Adolf-Verein. So konnte man schließlich, 1926, den ganzen Betsaal kaufen. Und schmiedete Pläne für den völligen Umbau, der von Baumeister Zerbe aus Gottesberg konzipiert worden war. Und endlich, es war am 18. August 1934, konnte durch Bischof D. Zänker die „Lutherkirche“ geweiht werden. Der Umbau des Betsaaales zur Kirche hatte 25.000 Mark gekostet. „Die Apsis mit dem Altar hat Paul Fischer gemalt. Er war Cousin von meinem Urgroßvater Heinrich Buhl, ein anerkannter Kunstmaler.“ Viele Helfer beim Umbau, viele Sachspenden zur Einweihung werden in der mir vorliegenden Arbeit nach mühsam zusammengetragenen Informationen genannt; nur die Orgelbaufirma konnte nicht ermittelt werden.

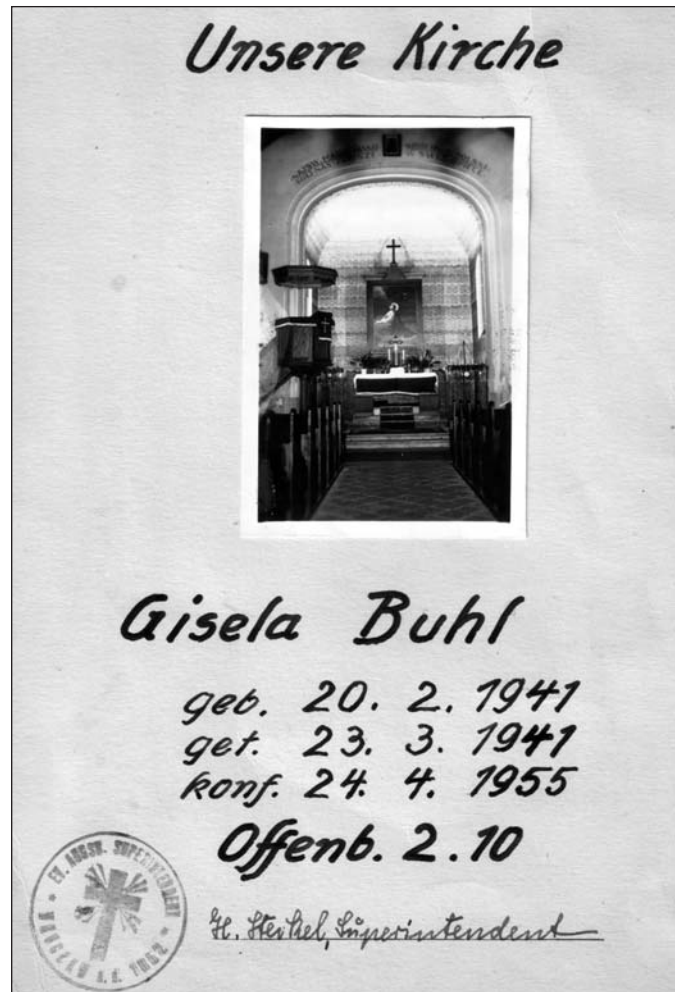
Über die Gemeindegarbeit des folgenden Jahrzehnts, es war die Zeit des Kirchenkampfes und des 2. Weltkrieges, konnte nur wenig ermittelt werden. „Die vielen Vereine wie: Frauenhilfe, Evangelischer Männer- und Jünglingsverein, Evangelischer Bund und Evangelischer Elternbund haben sehr gute Arbeit geleistet.“ Doch ist hier unbedingt der Name des ersten und einzigen Pastors der seit dem 1. Mai 1926 ganz selbständigen Kirchengemeinde zu nennen: Johannes Ludwig Edmund Klapschke. Er war am Weihnachtsabend 1896 in Schmiedeberg geboren, hatte in Breslau und Halle studiert, war 1922 in Breslau in St. Maria Magdalena ordiniert und zunächst als Pfarrvikar nach Rothenbach geschickt worden. Er hat sich bereits 1934 der Bekennenden Kirche angeschlossen. Bis zu seiner Ausweisung am 15. Dezember 1946 konnten er und seine Familie bei der Gemeinde bleiben; er fand in Plauen ein neues Zuhause und eine Pfarrstelle; am 5. November 1962 starb er an Herzversagen.

Die Jahre nach 1946

„Am 15. Mai (1945) wurde Rudolf Kurt als Bürgermeister für Rothenbach eingestellt, aber schon vom 24. Juni an wurde ein polnischer Amtsvorsteher Jan Malalczak eingesetzt. Rothenbach bekam einen polnischen Namen. Es wohnten hier noch 7.541 Deutsche. Ab Mai 1946 begann die Vertreibung.“

„Nach der Ausweisung des Pfarrers fanden sich Männer und Frauen, die am Sonntag Lesegottesdienste hielten, den Abendmahlsgottesdienst und die Amtshandlungen. Rothenbacher Lektoren waren Erich Gärtner und Reinhold Fuchs. Fräulein Irmgard Völkel hielt von 1947 bis März 1958 Unterricht, Kindergottesdienste, Passionsandachten und Gemeindenachmittage ab. Auch wirkte sie an vielen Beerdigungen als Lektorin. Einmal im Monat kam aus Gottesberg der Pfarrer Erich Zakrzowski. Er wurde am 6. Oktober 1948 als letzter Pfarrer des Kirchenkreises ausgewiesen.“

Bis zu seinem plötzlichen Tod 1957 kam gelegentlich Pastor Steckel aus Liegnitz; 1958 wurde Pastor Połpiech zum Seelsorger der noch verbliebenen Deutschen zunächst im Waldenburger Gebiet bestimmt. Er gibt die Zahl der Gemeindeglieder in Rothenbach für 1958 mit 75 Personen, für 1959 mit 28, für 1960 mit 14, für 1961 mit nur noch



Konfirmationsurkunde

fünf Personen an. „Die letzte, die evangelisch getauft wurde, ist meine Mutter. Das war im August 1961. Die letzte Andacht hat Pfarrer Połpiech am 22. Dezember 1961 abgehalten. Das war das Ende der evangelischen Kirche in Rothenbach-Gorce.“

Am 23. August 1959 war noch das 25. Kirchweihfest gefeiert worden. „Aus allen Restgemeinden kamen zu dieser Feier die deutschen Evangelischen. Es waren 142 Besucher beim Gottesdienst. Auch der kleine Kirchenchor aus Hermsdorf-Weißstein, welcher als einziger noch bestand, war erschienen. Die Festpredigt hielt Herr Pastor Połpiech. Die Predigt war auf das Evangelium des 13. Sonntags nach Trinitatis aufgebaut. Herr Pastor hat auch die Geschichte der Kirche dargestellt. Die ergreifende Feier endete mit dem Choral *Nun danket alle Gott*.“

„Jetzt wohnen in Gorce nur vier Personen, die evangelisch sind. Das sind meine Großmutter Hildegard Buhl-Nawrot, ihre Schwester Gisela Buhl-Synowicz, meine Mutter Gabriela Nawrot-Południak und Frau Margot Flegel-Łuczak aus Gottesberg.“

Und das Gotteshaus selber?

„Im Jahre 1962 wurde in der ehemaligen evangelischen Kirche in Rothenbach (Gorce) durch Bischof Prof. Dr. Maksymilian Rode die alt-katholische „Heilige Familie-



Die Autorin Natalia Południak mit ihrer Großmutter

Pfarrgemeinde“ gegründet ... Die Gemeinde war sehr klein ... 1968 wurde nur eine Person getauft ... Als im Jahre 1979 der neue Pfarrer nach Gorze kam, hat er festgestellt, daß in der Kirche die Orgel fehlte ... die Leute hatten erzählt, daß sie zunächst nach Posen kam und dann wurde sie nach Deutschland verkauft. Von dieser Zeit an wurde es immer schlimmer für den Zustand der Kirche. Es wurde mehrmals eingebrochen.

Der Pfarrer hielt die Gottesdienste nur im Konfirmandensaal. Der letzte Pfarrer war Bronisław Janowski bis zu seinem Tod im Jahr 1998. Ein paar Jahre stand die Kirche leer. Am 13. Juni 2002 hat die Wohnung [Pfarrhaus] und die Kirche T.N. gekauft. Er hat leider kein Geld, um die Kirche zu renovieren. Der Altar, die Orgel, die Glocken wurden geraubt, die Bänke und Emporen verbrannt. Das Dach der Sakristei ist teilweise eingefallen. Das ist das Ende dieser evangelischen Kirche. Ähnliche Schicksale erlitten sehr viele evangelische Kirchen in Niederschlesien.“

Alle Abbildungen in diesem Beitrag, die nicht dem Archiv der GES entstammen wurden durch die Autorin Natalia Południak beigebracht. <

Das „größte Weihnachtsgeschenk der Oberlausitz“

BETTINA ERNST-BERTRAM

Das „größte Weihnachtsgeschenk der Oberlausitz“ bekamen knapp 300 Meuselwitzer zum Heiligen Abend überreicht: Ihre Kirche – in restauriertem Zustand. Erst zehn Minuten vor der Christvesper öffneten Pfarrer Christoph Wiesener und die Gemeindeglieder von innen heraus die Kirchentür – wie zur Weihnachtsstube – und empfingen die im Schneeflockenwirbel vor der Kirche Wartenden. Seit dem Spätsommer war die Kirche „Zum Heiligen Kreuz“ auf Grund der Innenrestaurierung geschlossen. Das war der letzte Bauabschnitt innerhalb von 16 Jahren. Nun bekamen die Leute ihre 150 Jahre alte klar gegliederte Kirche zurück, die unprätentiös, schlicht schön und lebendig daherkommt – wie die Gemeinde selbst. Die Farbe trocknete da noch wolkig an den Wänden bis hinauf zur zweiten Empore, als Christoph Wiesener aus mehreren Gründen strahlte: Für ihn war der 24. Dezember nicht nur der Beginn von Weihnachten oder der Abschluß der langjährigen Sanierungsarbeiten – „die Apsis, der Turm, das Dach überm Langhaus, die Orgel und schließlich Außenhaut und Innenraum 2010...“ – am Heiligen Abend war schließlich auch sein 50. Geburtstag.

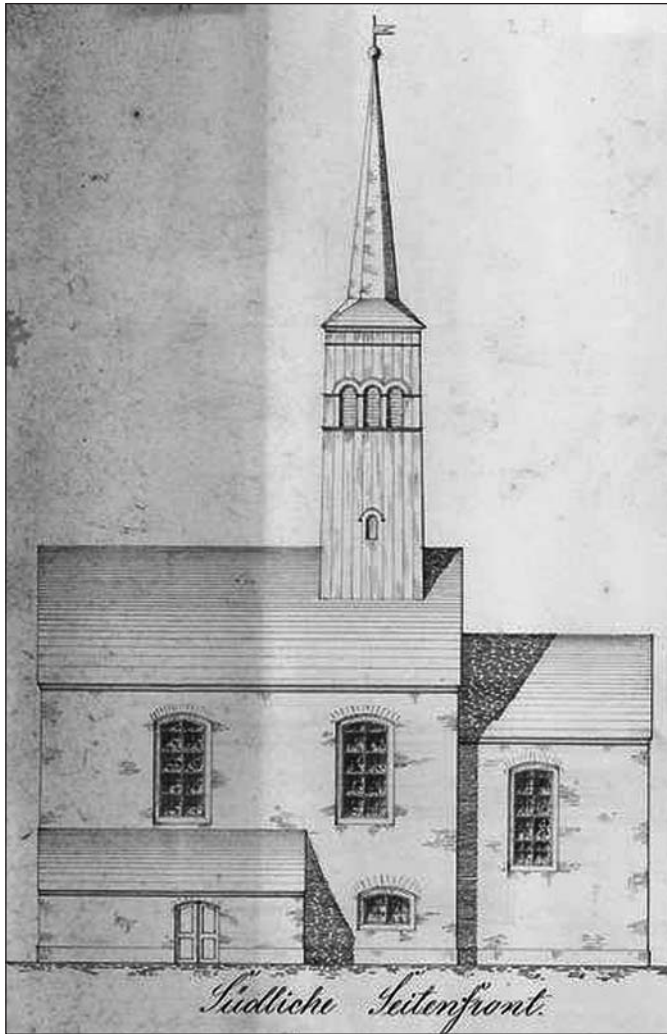
Einhundertdreiundfünfzig Jahre alt ist die Meuselwitzer Dorfkirche. Die jetzige, wie gleich hinzugefügt werden muß. Denn die Vorgänger-Kirche stammt bereits aus dem (späten) Mittelalter, für das Jahr 1495 ist sie urkundlich sicher bezeugt, als zum Oberlausitzer Teil des Bistums Meißen gehörig. Und ihr erster evangelischer Pfarrer wurde 1549 „Johannes Conradus von Reichenbach bey Goerlitz, Schulmeister doselbst, Beruffen gein Meusselwitz



Die Meuselwitzer Kirche vor ihrer Renovierung

neben Reichenbach zum pfarambt.“ Dann wurde die Gemeinde 300 Jahre lang von Melaune aus versorgt, und merkwürdigerweise: als dann wieder ein eigener Pastor kam, hieß der wiederum auch Conrad.

Mit der Aktion „Meuselwitz haut auf den Putz!“ hatte die Kirchengemeinde im Mai 2010 die 650 Quadratmeter Außenhülle ihrer Kirche an „Selbstabholer“ verkauft. Die rückt dem Gotteshaus in vielen gemeinsamen Arbeitsstunden auf den Leib. Der Quadratmeter zum Selbstab schlagen kostete 10 Euro. Nun ist alles neu. Mancher wird auch den Blick über „sein“ Viereck an der 225 Quadratmeter großen Saaldecke schweifen lassen, deren Neubema-



Die alte Kirche von Meuselwitz

lung er gesponsert hat. „Ohne die vielen Unterstützer und die Spezialisten vom Gemeindegemeinderat wie Volker Schneider und die GKR-Frauen, die die Aktionen vor Ort gemanagt haben, hätten wir das niemals geschafft“, sagt Wiesener.

Die Kirchengemeinde ist über mehrere kleinere Orte verstreut: Krobnitz, Schöps, Feldhäuser, Goßwitz, ja auch „Reißaus!“ gehören dazu. 2004 ist Meuselwitz mit der größeren Gemeinde Reichenbach fusioniert, zu der auch Mengelsdorf, Löbensmüh, Biesig, Dittmannsdorf und Öhlisch gehören. Im früheren Meuselwitzer Pfarrhaus mit Pfarrscheune wohnt in guter Nachbarschaft zur Kirche und zum evangelischen Kindergarten Familie Glück, die von dort aus ihren Demeterhof bewirtschaftet.

„Ein Identitätsstück ist unsere Kirche wie von allein geworden“, sagt Wiesener. Etliche Menschen fühlen sich nach dem Bau der Kirche verbunden, die sie lange nicht von innen gesehen hatten. Er denkt an die unerwartete 1000 Euro-Spende der Jagdgesellschaft oder an den Beitrag der weit verstreuten Goldenen Konfirmanden. „Ich bin überwältigt von der Spendenbereitschaft“, sagt auch Birgit Mühle, die Meuselwitzer Bäckerin aus dem Gemeindegemeinderat. Dabei hat sie mit den anderen Frauen selbst eine Menge dazu beigetragen, daß die Kirche nun in aller

Munde ist: Mit Kirchenkaffee für die Feuerwehr oder Spielvergnügen beim örtlichen Sportverein oder dem fantastischen Sommerfest, bei dem sich wie nebenbei auch die Spendenbüchsen für die Kirche rasant füllten. Die Eltern und Erzieherinnen des gemeindeeigenen Kindergartens führten ihr Märchenspiel „Schneewittchen“ auf und sammelten auch noch über 200 Euro für ihre Kirche ein. Auch der Katholik Helmut Müller aus Meuselwitz hat mit seinen vielen Einzelspenden das evangelische Gotteshaus unterstützt, denn „eine Kirche gehört ins Dorf“, sagt der frühere Landtagsabgeordnete und Landwirt, und für die Ökumene habe er viel übrig.

Im Ortsteil Krobnitz mit 65 Einwohnern steht ein weißes Schloß, ein prächtig saniertes neoklassizistisches Herrenhaus, das der preußische Kriegsminister Albrecht von Roon 1873 zu seinem Altersruhesitz ausgebaut hatte. Heute geben sich in diesem Haus junge Paare ihr standesamtliches Ja-Wort. Pfarrer Christoph Wiesener träumt für die Zukunft von Hochzeitskutschen, die die frisch Vermählten aus dem weißen Schloß durch das malerische Friedenstal in die frisch restaurierte Kreuzkirche bringen werden.

„Bisher war noch kein Jahr Routine“ sagt der aus Schönau im Schwarzwald stammende Pfarrerssohn, der bereits während des Vikariates in Hoyerswerda als „Bauherr“ entdeckt worden war. An der Kirche in Reichenbach, der wertvollen frühbarocken Johanneskirche, ist ebenfalls unentwegt zu forschen, zu bauen und zu restaurieren. Daß Baden-Württemberg, das Bundesland, aus dem Wiesener vor 20 Jahren in die Oberlausitz kam, mit dem Slogan „Wir können alles. Außer Hochdeutsch“ wirbt, das amüsiert ihn. Denn natürlich fühlt auch er sich sowohl im Blaumann als auch im Talar wie auch in der grünen Notfallseelsorgerjacke gleichermaßen als Experte. Allerdings, was die Sprache angeht, merkt man ihm die Herkunft kaum noch an. Ganz im Gegensatz zu seinem früheren Banknachbarn in der Schwarzwaldschule und Fußballkameraden Jogi Löw, der heute Bundestrainer der Nationalelf ist. Der ist seinen alemannischen Dialekt aus dem badischen Schönau bis heute nicht losgeworden. *(Die Abbildungen der Kirche wurden freundlicherweise durch die Kirchengemeinde Meuselwitz-Reichenbach zur Verfügung gestellt.)* <



Pfarrer Christoph Wiesener in der seit kurzem fertiggestellten Kirche „Zum Heiligen Kreuz“ in Meuselwitz Foto: Bertram

Hilfe für die Archivbibliothek in Schweidnitz

Am 4. Januar 2011 konnten Frau Bożena Pytel und Pfr. Waldemar Pytel 5.000,- € für die Archivbibliothek der Kirchengemeinde Schweidnitz übergeben werden. Das Geld hatte das Sächsische Ministerium des Innern durch Vermittlung der Kirchlichen Stiftung Ev. Schlesien für die Digitalisierung wertvoller Bücher der Archivbibliothek in Schweidnitz zur Verfügung gestellt.

Seit 1652 gibt es an der Friedenskirche Schweidnitz eine einzigartige Bibliothek mit mehr als 12.000 Bänden, darunter die erste Kirchenordnung von 1654, etliche Kirchenbücher, Bibeln aus dem 17./18. Jahrhundert, Curiosa wie ein Theaterstück und viele weitere wertvolle und einzigartige Bücher. Daneben beherbergt die Archivbibliothek



Als kleine Aufmerksamkeit überreichten Pfarrer Pytel und seine Frau ein Bild mit einem Motiv vom Schweidnitzer Friedhof
Foto: Gröger

auch eine Musikalienbibliothek, u. a. mit Unterlagen des Pfarrers und Liederdichters B. Schmolck sowie des Bach-Schülers Christian G. Wecker.

Die Kirchengemeinde hat es sich zur Aufgabe gemacht, in Verbund mit Wissenschaftlern verschiedener polnischer Universitäten und maßgeblich gefördert durch das polnische Kulturministerium sowie die Stiftung für deutsch-polnische Zusammenarbeit diesen überaus wertvollen Bestand zu erhalten, ihn zu erfassen und nach und nach zu digitalisieren.

In einem ersten Schritt wurden als besonders bedeutsam eingestufte Bücher erfaßt und konserviert.

Ein zweiter Schritt ist die Digitalisierung ausgewählter Bestände mit dem Ziel, diese im Internet für alle Interessierten zugänglich zu machen. Für die Durchführung dieser Maßnahme sind die 5.000,- € bestimmt. Auch die Gemeinschaft ev. Schlesier beteiligt sich mit einem namhaften Beitrag an diesem Projekt. Ende März d. J. soll die Digitalisierung der Schweidnitzer Kirchenordnung abgeschlossen und als Datei ins Netz eingestellt sein.

Doch damit nicht genug. Das nächste Teilprojekt ist schon ins Auge gefaßt – die Konservierung und Digitalisierung zweier Bibeln aus dem 17. Jahrhundert. Und auch die Katalogisierung der Musikalienbibliothek mit so mancher unerwarteten Entdeckung macht Fortschritte. Man darf gespannt sein, welche Schätze aus dieser Bibliothek so nach und nach wieder ans Tageslicht gebracht werden.

Wer also die Möglichkeit hat, der sollte hin und wieder im PC den Suchbegriff „Friedenskirche Schweidnitz“ eingeben und nachschauen, was sich in Schweidnitz tut. Und wer keinen PC hat, der hält sich an den Gottesfreund. Wir werden gern weiter über die Fortschritte in Schweidnitz berichten. (M.K.) <

Goldene Ehrennadel für Arnulf v. Bock

Das Epiphaniastreffen der Landesarbeitsgemeinschaft (LAG) Rheinland am 16. Januar 2011 in der Kartäuser Kirche zu Köln nahm der Vorsitzende, Dr. Christian-Erdmann Schott, zum Anlaß, Herrn v. Bock mit der Goldenen Ehrennadel der „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e.V.“ auszuzeichnen. Dabei führte er aus: „Herr Arnulf Bock v. Wülfigen hat sich um Schlesien und die evangelischen Schlesier vielfältig verdient gemacht: Zwölf Jahre, von 1996 bis 2008, war er Mitglied des Vorstandes und Schatzmeister sowie Mitorganisator der Arbeitstagungen der LAG Rheinland; daneben von 2001



bis 2004 auch Mitglied des Bundesvorstandes und Bundesschatzmeister. Im Rahmen der Schlesienhilfe, die mit unserer Beteiligung vom Johanniterorden organisiert wird, ist er über viele Jahre regelmäßig mit Hilfsgütern nach Schlesien gefahren. Um sich vor Ort verständigen zu können, lernte er polnisch. Im Lauf der Jahre hat er alle evangelischen Gemeinden Schlesiens und ihre Pfarrer persönlich kennengelernt. Für die Entrümpelung und Wiederherrichtung der Friedenskirche in Jauer/Jawor und die Betreuung der dortigen Gemeinde hat er sich besonders eingesetzt. Als die Gustav-Adolf-Kirche in Breslau-Zimpel 1998 wieder ein-

gerichtet werden konnte, sorgte er für die komplette Bestuhlung; zum Teil mit Kirchenbänken, die er in seinem Ford Transit selbst vom Rheinland nach Schlesien verbrachte. Dabei ließ er sich auch durch die Schikanen an den Grenzübergängen durch die Volkspolizei der DDR nicht

einschüchtern und von seinen Vorhaben abbringen. Die „Gemeinschaft evangelischer Schlesier (Hilfskomitee) e. V.“ dankt Herrn v. Bock für seine Treue und für seinen jahrzehntelangen Einsatz und wünscht ihm weiterhin Gottes Segen”. <

„Rothenburger Bilderbibel“

**Der Erzählkalender für jede Woche.
Ein Andachtsbuch für jedes Haus.
Gemalt, erzählt, geschrieben von
Menschen der Rothenburger Kirchengemeinde.**

Ein bemerkenswerter Kalender liegt auf meinem Schreibtisch. Ich soll ihn im „Gottesfreund“ vorstellen.

Ich muß das nicht tun, aber ich tue es gern. Nicht zuletzt seiner Entstehungsgeschichte wegen: die Gemeinde Rothenburg an der Neißة wollte „Farbe in ihr Gotteshaus bringen“, in die Felder der auf drei Seiten umlaufenden (ersten) Empore ihrer schlichten nach einem verheerenden Stadtbrand im Jahre 1805 geweihten Kirche. Und sie hat keinen Künstler oder Kunstmaler damit beauftragt, sondern in einer großartigen Gemeinschaftsleistung sich selber als Werk gemacht: Kinder wie Erwachsene haben auf großen, die Felder ganz ausfüllenden Tafeln biblische Geschichten gemalt, manche rührend 'primitiv' (das gilt nicht nur für die von Kindern gestalte-



„... gelitten unter Pontius Pilatus“, aus: *Rothenburger Bilderbibel*, Bild: *Ruben und Johann Neumann*

ten), manche mit erstaunlicher Sinn-tiefe (das gilt nicht nur für die Schöpfungen Erwachsener). 53 Motive einer „Rothenburger Bilderbibel“. Und dann haben sie auch einen Wand-Kalender gemacht, Woche für Woche oben ein Bild, unten ein Text dazu. Und immer auch Namen und ein kleines Foto der 'Künsterin', des 'Künstlers'.

Und nun könnte er, vielleicht als Geburtstagskalender (denn es gibt keine Zuordnung der Daten zu bestimmten Wochentagen), durch das Jahr, durch die Jahre begleiten.

Zu beziehen ist er über:

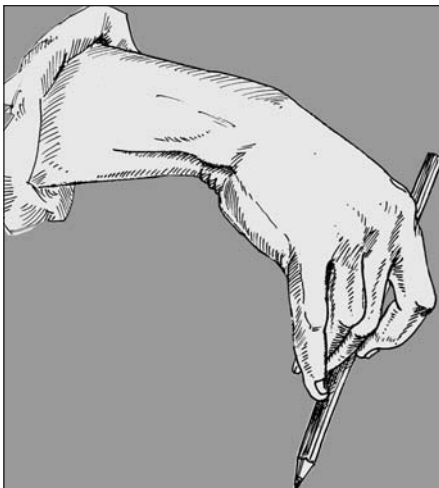
**Verlag Gunter Oettel,
Lunitz 5, 02826 Görlitz,
Preis: 14,95 Euro.
Format 24x24,
doppelt, weil aufklappbar.**

Die durchweg farbigen Bilder sind auf kräftigem Papier gedruckt.

-β <

Leserbriefe

Guttentag



Überrascht und gleichzeitig erfreut hat mich die Tatsache, daß Sie die Rede von Bernard Gaida, VdG-Vorsitzender, abgedruckt haben; ich hoffe, daß es vielen Ihrer Leser ebenso ergangen ist. Ich kenne Herrn Gaida und seine Rede gut, er kommt – wie ich – aus Guttentag, heute Dobrodzie?, in Oberschlesien, und wird sich wohl – wie ich – über den in Ihrem Abdruck ziemlich verfremdeten Ortsnamen wundern. Obwohl der Mißgriff in der Tastatur

gleich zweimal geschah und im Rahmen redaktioneller Kürzungen vielleicht entschuldbar ist, möchte ich aus ihm doch keine unterschwellige Verbindung in höchste Politikerebenen ableiten, bitte aber um eine korrektive Notiz in Ihrer nächsten Ausgabe. Das sind wir unserem Heimatstädtchen schuldig – wo es übrigens auch schon deutsche Ortsschilder gibt. Gern lese ich auch weiterhin Ihre Zeitschrift mit dem Blick über den Tellerrand und grüße Sie freundlich.

*Sigrid Schuster-Schmah
aus Heidelberg*

Ganz selbstverständlich prägend

Vielen Dank, daß Sie so prompt geantwortet haben; mittlerweile ist auch das Informationsmaterial angekommen und ich bin davon angetan. Vorhin las ich Ihren Artikel „Was sonst noch geschah“ in der November-Ausgabe des Gottesfreundes: „das Ende der Gemeinschaft evg. Schlesier mag in Sichtweite sein...“ Sicherlich gibt es gute Gründe dafür, dies zu vermuten, aber mir wird es etwas wehmütig bei dem Gedanken daran, obwohl oder weil diese Entwicklung vielleicht nicht zu vermeiden sein dürfte. Den Einfluß evangelischer Vertriebener auf meine Entwicklung als ev. Christ und auch „als Mensch“ kann gar nicht hoch genug eingeschätzt werden. Vor 200 Jahren gab es an meinem Geburtsort am Niederrhein nicht einen einzigen Evangelischen, 100 Jahre später waren es gerade einmal 4 Prozent, nach

Kriegsende 6 Prozent. 1960 war die Gemeinde mehr als sechsmal so groß und stellte über ein Viertel der Bewohner !Ob Pfarrer, Kirchmeister und Presbyterium, Küsterin, Direktor und Kollegium der evg. Volksschule ... überall war die Vertriebenen in der Überzahl und irgendwie ganz selbstverständlich prägend. Diese ausgesprochen unterschiedlichen Menschen aus ganz verschiedenen Regionen und doch einander nahe durch Flucht und Vertreibung, dazu ihre oft schlichte und tiefe Frömmigkeit, das hat mich sehr tief beeindruckt, mir Heimat gegeben und Wärme, obwohl Mancher sich durch das Schicksal ein dickes Fell zugelegt hatte.

In Dankbarkeit und vielleicht sogar Liebe erinnere ich mich dieser knorri-gen, ein bisschen verlorenen Menschen, die in ihrem Glauben hoffentlich wieder ein Zuhause fanden. Gewiß, man kann die Zeit nicht aufhalten und die Vergangenheit keineswegs

zurückholen, doch wenn ich mir eine heutige großstädtische Gemeinde betrachte mit ihren ganz anderen Problemen, mit einer größeren Unübersichtlichkeit in Glaubensdingen und – Verzeihung – mitunter auch einer gewissen Wehleidigkeit angesichts vieler Probleme (tatsächlicher und eingebildeter), dann fühle ich mich fremd.

Nee, früher war wirklich nicht alles besser, aber manches eben doch ... es war anders und näher am Kern, das ist zumindest meine Erinnerung. Um diese Menschen zu ehren, die mein Leben sehr bereichert haben (auch mit ihrem Eigensinn und ihren Macken) und ebenso aus meiner eigenen Herkunft heraus, wünsche ich mir, daß man sich weiterhin erinnert und an die Wurzeln anknüpft – das ist bestimmt eine gute Grundlage für den Weg in die Zukunft hinein. Danke, daß ich meine Gedanken dazu äußern durfte.

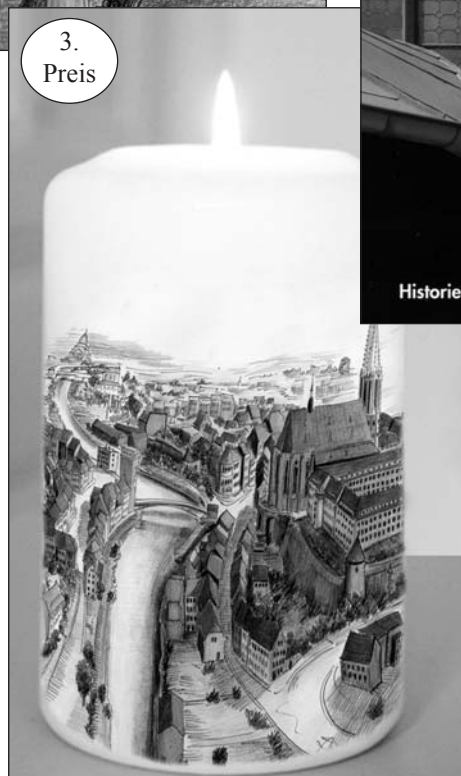
Volker Körntopp, Köln <



Viele Leser haben sich auch in diesem Jahr wieder an der Lösung des Weihnachtsrätsels beteiligt, wenn es auch eher um des Vergnügens willen gewesen sein mag, da es ja – gemessen an denen der Vorjahre – doch recht einfach war. Um es vorwegzunehmen, alle Einsender haben das richtige Lösungswort herausgefunden. Dieses setzte sich aus einzelnen Buchstaben der auf dem Bild versammelten Personen und des erfragten Ereignisses zusammen:

ZAchäus, ADam, DaVid, MosE, SiNtflut, RuTh – ADVENT.

Wie auch in den vergangenen Jahren wurden aus den Einsendern drei Gewinner gezogen, die sich über einen kleinen Preis freuen dürfen.



Auflösung des Weihnachtsrätsels

Neben der gerahmten Originalgraphik, die wie immer als 1. Preis ausgereicht wird, erwartet den Gewinner des 2. Preises der wunderbare Film von Elke Badura „Häuser des Herrn“ als DVD. Eine „ewige“ Kerze mit dem Motiv der Görlitzer Peterskirche ist der 3. Preis. Das Besondere an ihr ist, daß der Mantel der Kerze erhalten bleibt und sie als Teelicht-Leuchter weiterverwendet werden kann.



Die Gewinner

1. Preis: Barbara Zähler
Grubefeldstraße 6
79346 Endingen

2. Preis: Gertraude Tilch
Neues Kautzengäßchen 15
86152 Augsburg

3. Preis: Annelies Tzschoppe
Dorfallee 58
02829 Neißeaue